

Jeffery Deaver
Der Todesspieler

J E F F E R Y
D E A V E R

**DER
TODES
SPIELER**

Thriller

Deutsch von Thomas Haufschild

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Never Game« bei G. P. Putnam's Son,
an imprint of Penguin Random House LLC, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2019 by Jeffery Deaver
and Gunner Publications, LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020
by Blanvalet in der Penguin Random Verlagsgruppe House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Paul Sheen/Trevillion Images;
www.buerosued.de

JaB · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0749-7

www.blanvalet.de

Für M und P

Videospielsucht zeichnet sich durch ein Verhalten aus, bei dem die Kontrolle über das Spiel verloren geht und ihm immer mehr Vorrang vor anderen Aktivitäten eingeräumt wird, bis es schließlich andere Interessen und alltägliche Verrichtungen vollständig überlagert und trotz negativer Folgen fortgesetzt oder sogar noch ausgeweitet wird.

Die Weltgesundheitsorganisation

Videospiele sind schlecht für dich? Das hat man von Rock 'n' Roll auch mal behauptet.

Shigeru Miyamoto, Spieleentwickler bei Nintendo

LEVEL 3:

DAS SINKENDE SCHIFF

Sonntag, 9. Juni

Colter Shaw rannte auf das Ufer zu und ließ das Boot dabei nicht aus den Augen.

Der zwölf Meter lange, heruntergekommene Fischkutter, mehrere Jahrzehnte alt, versank mit dem Heck voran und war bereits zu drei Vierteln untergetaucht.

Shaw sah keine Türen, die in die Kabine führten; es gab vermutlich nur eine, und die war nun unter Wasser. Im achtern gelegenen Teil der Aufbauten, der noch über die Oberfläche ragte, gab es ein Fenster, das in Richtung Bug wies. Es war groß genug, um hindurchzuklettern, aber es ließ sich offenbar nicht öffnen. Er würde also zu der Tür tauchen.

Er blieb stehen. War das überhaupt nötig?, fragte er sich.

Shaw hielt nach dem Seil Ausschau, mit dem das Boot am Anleger vertäut war; vielleicht konnte er mit etwas Kraftaufwand das Schlimmste verhindern.

Doch da war kein Seil; das Boot lag vor Anker, was bedeu-

tete, dass es ungehindert die neun Meter auf den Grund des Pazifischen Ozeans hinabsinken konnte.

Und falls die Frau sich im Innern befand, würde es sie in ein kaltes, düsteres Grab mitnehmen.

Er lief auf den rutschigen Steg und mied dabei die morschesten Stellen. Dann streifte er sein blutbeflecktes Hemd, die Schuhe und die Socken ab.

Eine kräftige Dünung erfasste das Boot. Es erzitterte und versank zehn oder zwanzig weitere Zentimeter im grauen, teilnahmslosen Wasser.

»Elizabeth?«, rief er.

Keine Reaktion.

Shaw überlegte: Mit sechzig Prozent Wahrscheinlichkeit war sie an Bord. Mit fünfzig Prozent Wahrscheinlichkeit war sie nach einigen Stunden in der gefluteten Kabine noch am Leben.

Aber wie hoch oder niedrig die Wahrscheinlichkeit auch sein mochte, der nächste Schritt stand ohnehin fest. Er hielt einen Arm ins Wasser und schätzte die Temperatur auf vier oder fünf Grad. Ihm blieben etwa dreißig Minuten, bis er durch die Unterkühlung das Bewusstsein verlieren würde.

Eine halbe Stunde ab ... *jetzt*, dachte er.

Und sprang hinein.

Ein Ozean besteht nicht aus Flüssigkeit, sondern eher aus verflüssigtem Gestein. Er kann zerschmettern.

Und ist heimtückisch.

Shaw hatte vor, die Tür zur Kabine aufzustemmen und dann mit Elizabeth Chabelle herauszuschwimmen. Das Wasser hatte eine andere Idee. Sowie er die Oberfläche durchbrochen hatte, um Luft zu holen, wurde er auf einen der

Eichenpfähle des Stegs zugeschleudert, an dem irgendein filigraner Bewuchs aus zarten grünen Fasern klebte. Shaw riss eine Hand hoch, um sich zu schützen, rutschte aber von der schleimigen Schicht ab und schlug mit dem Kopf gegen das Holz. Vor seinen Augen explodierte ein gelbes Feuerwerk.

Die nächste Welle hob ihn an und schob ihn erneut auf den Steg zu. Diesmal konnte er gerade noch einem rostigen Nagel ausweichen. Anstatt gegen die Strömung anzukämpfen, um das ungefähr zweieinhalb Meter entfernte Boot zu erreichen, wartete er ab, bis der Rückstrom ihn von selbst ans Ziel tragen würde. Eine Woge packte ihn, und seine Schulter machte schmerzhaft Bekanntschaft mit dem Nagel. Autsch, das würde bluten.

Gibt es hier Haie?

Mach dich nicht verrückt...

Das Wasser strömte zurück. Shaw ließ sich mitreißen, hob den Kopf, füllte seine Lunge und tauchte mit kräftigen Schwimmstößen nach der Tür. Das salzige Wasser brannte in seinen Augen, aber er behielt sie weit offen; die Sonne stand schon tief, und es war dunkel hier. Dann erblickte er, wonach er suchte, packte den metallenen Türknauf und drehte ihn. Der Knauf bewegte sich hin und her, doch die Tür blieb geschlossen.

Zurück nach oben, mehr Luft. Dann wieder runter. Er hielt sich mit der linken Hand am Türknauf fest und tastete mit der Rechten nach weiteren Schlössern oder Sicherungsvorrichtungen.

Der anfängliche Schock und Schmerz, den das eiskalte Wasser ihm verpasst hatte, war abgeklungen, aber er zitterte stark.

Ashton Shaw hatte seinen Kindern beigebracht, wie man im kalten Wasser überlebte – am besten in einem Trockenan-

zug. Oder notfalls in einem Neoprenanzug. Mit zwei Mützen – am Kopf ist der Wärmeverlust am stärksten, auch wenn man so dicke blonde Locken hatte wie Shaw. Die Extremitäten kann man ignorieren; man verliert durch die Finger oder Zehen keine Wärme. Ohne Schutzkleidung besteht die einzige Lösung darin, so schnell wie irgend möglich aus dem Wasser zu kommen, bevor die Unterkühlung dich verwirrt, betäubt und tötet.

Ihm blieben noch fünfundzwanzig Minuten.

Ein weiterer Versuch, die Tür zur Kabine zu öffnen. Ein weiterer Fehlschlag.

Er dachte an die Frontscheibe oberhalb des Vorderdecks. Es war der einzige Ausweg.

Shaw schwamm auf das Ufer zu und tauchte. Er fand einen Stein, der groß genug war, um Glas zu zertrümmern, aber nicht so schwer, dass er ihn nach unten ziehen würde.

Mit kräftigen, rhythmischen Schwimmstößen im Einklang mit den Wellen kehrte er zu dem Boot zurück. Es hieß *Seas the Day*, sah er.

Shaw schaffte es, die fünfundvierzig Grad Steigung zu bewältigen und sich auf die nach oben weisende Vorderseite der Kabine zu setzen. Neben ihm befand sich das schmutzige, einhundertzwanzig mal neunzig Zentimeter große Fenster.

Er spähte hinein, konnte aber keine Spur von der zwei- unddreißigjährigen Brünetten entdecken. Der vordere Teil der Kabine war leer. In der Mitte des Raumes gab es eine Trennwand mit einer Tür, die in Kopfhöhe ein Fenster besaß, dessen Scheibe fehlte. Falls die Frau hier war, dann auf der anderen Seite – die mittlerweile zum größten Teil mit Wasser gefüllt sein musste.

Er hob den Stein und schlug mit der scharfen Kante gegen das Glas, wieder und wieder.

Und er stellte fest, dass der Erbauer des Boots die Frontscheibe gegen Wind, Wellen und Hagel verstärkt hatte. Der Stein hinterließ nicht mal eine Schramme.

Dann stellte Colter Shaw noch etwas fest.

Elizabeth Chabelle war tatsächlich noch am Leben.

Sie hatte die Schläge gehört, und ihr blasses, hübsches Gesicht, umrahmt von strähnigem braunem Haar, erschien in dem Türfenster zwischen den beiden Hälften der Kabine.

»Helfen Sie mir!«, schrie Chabelle so laut, dass Shaw es durch das dicke Glas deutlich hören konnte.

»Elizabeth!«, rief er. »Hilfe ist unterwegs. Bleiben Sie aus dem Wasser.«

Er wusste, dass die versprochene Hilfe unmöglich hier eintreffen konnte, bevor das Boot vollständig gesunken war. Er war ihre einzige Hoffnung.

Jemand anders hätte sich vielleicht durch die Öffnung des Türfensters zwängen und in den vorderen, trockeneren Teil der Kabine klettern können.

Aber nicht Elizabeth Chabelle.

Ihr Kidnapper hatte, ob nun absichtlich oder zufällig, eine Frau entführt, die im achten Monat schwanger war; sie passte auf keinen Fall durch die Öffnung.

Chabelle verschwand, um sich einen Platz irgendwo außerhalb des eiskalten Wassers zu suchen, und Colter Shaw hob den Stein, um abermals auf die Frontscheibe einzuhämmern.

LEVEL 1:

DIE
VERLASSENE
FABRIK

Freitag, 7. Juni
Zwei Tage zuvor

1

Er bat die Frau, das noch mal zu wiederholen.

»Dieses Ding, das die werfen«, sagte sie. »Mit dem brennenden Lappen drin.«

»Das die werfen?«

»Bei Aufständen oder so. Eine Flasche. Man sieht das oft im Fernsehen.«

»Einen Molotowcocktail«, sagte Colter Shaw.

»Ja, ja«, bestätigte Carole. »Ich glaube, er hatte einen.«

»Hat er denn gebrannt? Der Lappen?«

»Nein. Aber Sie wissen schon ...«

Carole hatte eine Reibeisenstimme, obwohl sie, zumindest derzeit, keine Raucherin war, soweit Shaw das sehen oder riechen konnte. Sie trug ein grünes Kleid aus weichem Stoff. Ihre Miene schien von Natur aus besorgt zu sein, heute Morgen jedoch etwas mehr als sonst üblich. »Er war da drüben.« Sie streckte den Finger aus.

Der Oak View Wohnmobilpark, einer der ungepflegteren Plätze, auf denen Shaw gewohnt hatte, war von Bäumen umgeben, hauptsächlich Busch-Eichen und Kiefern, manche tot, alle trocken. Und dicht an dicht. »Da drüben« war schwer zu erkennen.

»Haben Sie die Polizei gerufen?«

Eine Pause. »Nein, denn wenn es kein ... Wie hieß das noch mal?«

»Molotowcocktail.«

»Falls er doch keinen gehabt hätte, wäre das peinlich gewesen. Und ich hole die Cops schon oft genug wegen irgendwas her.«

Shaw kannte Dutzende Eigentümer von Wohnmobilparks im ganzen Land. Meistens handelte es sich um Ehepaare mittleren Alters, die sich besonders für diese Branche zu eignen schienen. Falls es nur eine Person war, wie zum Beispiel Carole, dann für gewöhnlich eine Frau, und zwar eine verwitwete. Die neigten dazu, bei Streitereien auf dem Platz häufiger den Notruf zu wählen als ihre verstorbenen Männer, die zumeist eine Waffe getragen hatten.

»Aber andererseits, ein Feuer?«, fuhr sie fort. »Hier? Sie wissen schon.«

Kalifornien war ein Pulverfass, wie jeder wusste, der die Nachrichten verfolgte. Man dachte in erster Linie an Naturschutzgebiete, Vororte und Agrarflächen, aber auch Städte waren nicht gegen Feuersbrünste gefeit. Shaw glaubte sich zu erinnern, dass einer der schlimmsten Buschbrände in der Geschichte des Staates sich in Oakland ereignet hatte, hier ganz in der Nähe.

»Manchmal, wenn ich jemanden rauswerfen muss, dann droht er mir, er würde zurückkommen und es mir heimzahlen. Sogar wenn ich ihn vorher dabei erwischt habe, dass er vierzig Ampere abgezweigt, aber nur für zwanzig bezahlt hat.« Sie klang regelrecht erstaunt. »Manche Leute. Also wirklich!«

»Und ich soll jetzt ...?«, fragte er.

»Ich weiß auch nicht, Mr. Shaw. Einfach mal nachsehen. Könnten Sie das tun? Bitte.«

Shaw kniff die Augen zusammen und nahm zwischen den

Bäumen eine Bewegung wahr, die eventuell nicht von der Brise stammte. Eine langsame Person? Und falls ja, bedeutete die reduzierte Geschwindigkeit dann, dass sie sich vorsichtig näherte, weil sie etwas im Schilde führte?

Carole sah Shaw auf eine ganz bestimmte Weise an. Das geschah relativ häufig. Er war Zivilist und behauptete auch nie etwas anderes. Aber er wirkte wie ein Cop.

Shaw schlug einen Bogen zum vorderen Teil des Parks, zunächst auf dem rissigen, unebenen Gehweg, dann auf der grasbewachsenen Böschung der wenig belebten Straße in dieser wenig belebten Ecke der Stadt.

Ja, da war ein Mann mit dunkler Jacke, blauer Jeans und schwarzer Wollmütze, ungefähr zwanzig Meter vor ihm. Er trug Stiefel, die bei einem Marsch durchs Gestrüpp hilfreich sein würden – oder beim Kampf mit einem Gegner. Und ja, er war entweder mit einem Brandsatz bewaffnet oder er hielt eine Bierflasche und eine Serviette gleichzeitig in der Hand. Anderswo mochte es zu früh für ein Bier sein, aber nicht in diesem Teil von Oakland.

Shaw schlich sich von der Böschung in das Unterholz zu seiner Rechten und beschleunigte seinen Schritt, allerdings möglichst leise. Die Kiefernadeln, die sich im Laufe der Zeit wie ein dichter Teppich über den Boden gelegt hatten, machten es ihm einfach.

Wer auch immer dies sein mochte, ob rachsüchtiger Mieter oder nicht, er befand sich weit von Caroles Hütte entfernt, also war sie im Moment nicht persönlich gefährdet. Doch das allein reichte Shaw noch nicht aus.

Irgendwas ging hier vor sich.

Der Kerl näherte sich nun dem Teil des Geländes, in dem neben vielen weiteren Wohnmobilen auch Shaws Winnebago stand.

Shaw interessierte sich mehr als nur oberflächlich für Molotowcocktails. Vor einigen Jahren hatte er nach einem Flüchtigen gesucht, der einen Ölschwindel in Oklahoma begangen hatte. Mitten in der Nacht war dann eine Benzinbombe durch die Windschutzscheibe seines Wohnmobils geflogen. Das Fahrzeug war binnen zwanzig Minuten bis auf die Felgen niedergebrannt, und nur ein paar Habseligkeiten hatten in letzter Sekunde gerettet werden können. Shaw konnte es immer noch förmlich riechen, wie die Luft rund um das metallene Gerippe gestunken hatte.

Die prozentuale Wahrscheinlichkeit, dass Shaw während seines Lebens, ganz zu schweigen innerhalb weniger Jahre, von zwei dieser russisch inspirierten Waffen attackiert wurde, musste ziemlich gering sein. Shaw siedelte sie bei fünf Prozent an. Noch niedriger wurde die Zahl, wenn man bedachte, dass er wegen einer Privatangelegenheit in die Gegend von Oakland und Berkeley gekommen war, und nicht, um einem flüchtigen Verbrecher das Leben zu ruinieren. Und obwohl Shaw tags zuvor gegen die Regeln verstoßen hatte, hätte ihm dafür eine Standpauke gedroht, eine Auseinandersetzung mit einem bulligen Wachmann oder schlimmstenfalls die Polizei. Kein Brandsatz.

Shaw war nun nur noch zehn Meter hinter dem Mann, der irgendetwas zu suchen schien – sein Blick schweifte nicht nur über das Gelände des Wohnmobilparks, sondern auch die Straße hinauf und hinunter und über einige verlassene Gebäude auf der anderen Straßenseite.

Der Mann war gepflegt, weiß und glatt rasiert. Etwa eins dreiundsiebzig, schätzte Shaw. Mit pockennarbigem Gesicht. Das braune Haar unter der Mütze schien kurz geschnitten zu sein. Sein Aussehen und seine Bewegungen ließen unwillkürlich an ein Nagetier denken. Und angesichts seiner

Körperhaltung vermutete Shaw einen ehemaligen Soldaten. Shaw selbst war keiner, hatte aber Freunde und Bekannte mit militärischer Vorgeschichte und einen Teil seiner Jugend mit quasimilitärischem Training verbracht. Dazu hatte auch gehört, dass er regelmäßig zu Einzelheiten des Überlebenshandbuchs *FM 21-76* der U.S. Army abgefragt worden war.

Der Mann hielt tatsächlich einen Molotowcocktail in der Hand. Die Serviette war in den Hals der Flasche gestopft, und Shaw konnte Benzin riechen.

Shaw wusste mit Revolvern umzugehen, mit halbautomatischen Pistolen, halbautomatischen Gewehren, Repetiergewehren, Schrotflinten, Pfeil und Bogen und Steinschleudern. Und was Klängen anging, war er auch nicht abgeneigt. Er zog nun die Waffe aus der Tasche, die er am häufigsten benutzte: sein Mobiltelefon, gegenwärtig ein iPhone. Er wählte eine Nummer, und als die Notrufzentrale von Polizei und Feuerwehr sich meldete, gab er flüsternd seinen Standort durch und beschrieb, was er vor sich sah. Dann trennte er die Verbindung. Er tippte noch einige weitere Dinge ein und schob das Telefon in die Brusttasche seines dunkel karierten Sakkos. Bekümmert dachte er an den Regelverstoß vom Vortag und fragte sich, ob der Anruf den Behörden wohl irgendwie gestatten würde, ihn zu identifizieren und festzunehmen. Er bezweifelte es.

Shaw hatte beschlossen, auf das Eintreffen der Fachleute zu warten. Bis zu dem Augenblick, in dem der Mann plötzlich ein Feuerzeug in der Hand hielt, aber keine Zigarette.

Das änderte alles.

Shaw trat aus den Büschen vor und kam näher. »Guten Morgen.«

Der Mann fuhr herum und duckte sich. Shaw bemerkte, dass er nicht an den Gürtel oder unter die Jacke griff. Viel-

leicht wollte er den Brandsatz nicht fallen lassen – oder er trug keine Schusswaffe. Oder er war ein Profi und wusste genau, wo seine Waffe war und wie viele Sekunden es dauern würde, zu ziehen, zu zielen und abzudrücken.

Schmale Augen in einem schmalen Gesicht suchten Shaw erst nach Waffen und dann nach anderen Bedrohungen ab. Der Fremde musterte die schwarze Jeans, die schwarzen Ecco-Schuhe, das grau gestreifte Hemd und das Sakko. Das kurze, eng anliegende blonde Haar. Mr. Nagetier hatte im ersten Moment bestimmt »Cop« gedacht, doch die Gelegenheit, eine Dienstmarke vorzuzeigen und mit amtlicher Stimme nach einem Ausweis oder Ähnlichem zu fragen, war gekommen und verstrichen. Also hatte er gefolgert, dass Shaw ein Zivilist war. Wenngleich einer, den man nicht unterschätzen durfte. Shaw wog bei einem Meter zweiundachtzig knapp über achtzig Kilo und war breitschultrig, mit sehnigen Muskeln, einer kleinen Narbe auf der Wange und einer größeren am Hals. Er ging zwar nicht joggen, aber zum Felsklettern und hatte im College zu den besten Ringern gezählt. Er war in erstklassiger Form und hielt dem Blick von Mr. Nagetier stand, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Oh, hallo.« Eine Tenorstimme, angespannt wie ein Drahtseil. Aus dem Mittleren Westen, vielleicht Minnesota.

Shaw sah hinunter auf die Flasche.

»Wissen Sie, das ist Pisse, kein Benzin.« Das Lächeln des Mannes war so straff wie seine Stimmlage. Und er log.

Würde das hier mit einem Kampf enden? Das war das Letzte, was Shaw wollte. Er hatte seit Langem nicht mehr zugeschlagen. Er mochte es nicht. Noch weniger mochte er, selbst geschlagen zu werden.

»Was soll das?«, fragte Shaw und wies auf die Flasche in der Hand des Mannes.

»Wer sind Sie?«

»Ein Tourist.«

»Tourist.« Der Mann überlegte, sein Blick hob und senkte sich. »Ich wohne die Straße hinauf. Auf einem verlassenem Nachbargrundstück gibt es Ratten. Ich wollte sie ausräuchern.«

»In Kalifornien? Im trockensten Juni seit zehn Jahren?«

Das hatte Shaw sich gerade ausgedacht, aber wer wusste das schon?

Nicht, dass es eine Rolle gespielt hätte. Es gab weder das Nachbargrundstück noch gab es die Ratten, obwohl die Tatsache, dass der Mann diese Ausrede gewählt hatte, darauf hindeutete, dass er früher mal Ratten bei lebendigem Leib verbrannt haben könnte. Nun gesellte sich Abneigung zum Argwohn.

Lass ein Tier niemals leiden ...

Dann schaute Shaw über die Schulter des Mannes – zu dem Ziel, das er angesteuert hatte. Ein leeres Grundstück, ja, aber daneben lag ein altes Gewerbegebäude. Nicht die frei erfundene Nachbarparzelle neben dem frei erfundenen Haus des Mannes.

Die Augen des Kerls verengten sich noch weiter, als Reaktion auf die Sirene des sich nähernden Polizeifahrzeugs.

»Wirklich?« Mr. Nagetier verzog das Gesicht, was heißen sollte: Du hast allen Ernstes die Bullen gerufen? Er murmelte auch noch etwas anderes.

»Legen Sie das Ding hin«, sagte Shaw. »Sofort.«

Das tat der Mann nicht. Er zündete in aller Seelenruhe den benzingetränkten Lappen an, der sofort in Flammen aufging, fixierte Shaw wie ein Werfer den Schlagmann und schleuderte die Flasche auf ihn.

2

Molotowcocktails explodieren nicht – in der verschlossenen Flasche ist zu wenig Sauerstoff. Der brennende Lappen entzündet das sich ausbreitende Benzin, wenn das Glas zerbricht.

So wie in diesem Fall, wirkungsvoll und angemessen spektakulär.

Ein lautloser Feuerball erhob sich knapp anderthalb Meter in die Luft.

Shaw wich rechtzeitig aus, und Carole rannte schreiend zu ihrer Hütte. Er zog in Erwägung, den Mann zu verfolgen, aber das Gras der Böschung brannte lichterloh, und der Halbmond aus Flammen näherte sich langsam einigen hohen Sträuchern. Shaw schwang sich über den Maschendrahtzaun, lief zu seinem Wohnmobil und nahm einen der Feuerlöscher. Dann eilte er zurück, zog den Splint und hüllte die Flammen in eine weiße Chemikalienwolke, was sie erlöschen ließ.

»O mein Gott. Sind Sie in Ordnung, Mr. Shaw?« Carole trottete ebenfalls mit einem Feuerlöscher herbei, einem kleineren, einhändig zu bedienenden Exemplar. Das war eigentlich nicht mehr nötig, doch auch sie zog den Stift und legte los, weil so was natürlich immer Spaß macht. Vor allem, wenn das Feuer sowieso schon fast nicht mehr brennt.

Nach ein oder zwei Minuten bückte Shaw sich und tastete mit der Handfläche jeden Quadratzentimeter der verbrannten Stelle ab, wie er das vor vielen Jahren gelernt hatte.

Lass niemals ein erloschenes Lagerfeuer zurück, ohne die Asche abzuklopfen.

Ein zweckloser Blick in Richtung von Mr. Nagetier. Er war verschwunden.

Ein Streifenwagen hielt an. Oakland PD. Ein großer schwarzer Beamter mit schimmerndem, kahl rasiertem Kopf stieg aus und hatte auch einen Feuerlöscher in der Hand. Seiner war der kleinste der drei. Er betrachtete den Brandort und verstaute den roten Behälter wieder unter dem Beifahrersitz.

Officer L. Addison, jedenfalls laut seinem Namensschild, wandte sich an Shaw. Dieser eins fünfundneunzig große Cop erhielt bestimmt so manches Geständnis, indem er einfach nur zu dem Verdächtigen ging und sich über ihn beugte.

»Haben Sie uns verständigt?«, fragte Addison.

»Ja.« Shaw erklärte, der Mann, der den Brandsatz geworfen habe, sei gerade erst geflohen. »Da entlang.« Er deutete die Straße voller Unkraut hinunter, an der alle paar Schritte irgendwelcher Müll lag.

Der Cop fragte, was geschehen sei.

Shaw schilderte es ihm. Carole ergänzte die Aussage und fügte unaufgefordert hinzu, wie schwierig es sei, als Witwe ganz allein ein Geschäft zu betreiben. »Die Leute wollen dich ausnutzen. Ich wehre mich dagegen. Ich muss. Würden Sie auch. Manchmal drohen sie einem.« Shaw bemerkte, dass sie einen Blick auf Addisons linke Hand warf, an der kein Ring steckte.

Addison neigte den Kopf zu dem Funkgerät an seiner Schulter und fasste den Sachverhalt für die Zentrale zusam-

men, einschließlich der Personenbeschreibung, die Shaw ihm geliefert hatte. Sie war ziemlich detailliert ausgefallen, nur das mit dem Nagetier hatte er weggelassen, weil das ja weitgehend Ansichtssache war.

Addisons Blick richtete sich wieder auf Shaw. »Können Sie sich ausweisen?«

Shaw zögerte kurz. Jemand am Ort des gestrigen Regelverstoßes könnte sich das Nummernschild seines Motorrads gemerkt haben. Was wiederum dazu geführt haben könnte, dass sein Name nun im System war. Dann fiel ihm ein, dass die seinen Namen ohnehin schon kannten; er hatte für den Notruf sein privates Smartphone benutzt, kein Wegwerftelefon. Also reichte Shaw dem Cop seinen Führerschein.

Addison fotografierte das Dokument mit seinem Telefon und lud das Bild irgendwo hoch.

Shaw fiel auf, dass er das bei Carole nicht tat, obwohl ihr Wohnwagenpark von dem Vorfall zumindest am Rande betroffen war. Offenbar ein wenig Profiling, dachte Shaw: Er war fremd in der Stadt, sie eine Einheimische. Aber das behielt er für sich.

Addison schaute auf das Ergebnis. Dann nahm er Shaw genau in Augenschein.

Kam jetzt die Quittung für den Verstoß gestern? Shaw entschied sich, das Kind beim Namen zu nennen: Diebstahl. Es zu beschönigen, half ihm auch nicht weiter.

Anscheinend wollte der Arm des Gesetzes heute nicht nach ihm greifen. Addison gab ihm den Führerschein zurück. »Haben Sie den Mann wiedererkannt?«, fragte er Carole.

»Nein, Sir, aber ich kann es nicht mit Sicherheit sagen. Es kommen sehr viele Leute her. Unsere Preise sind weit und breit die günstigsten.«

»Hat er die Flasche auf Sie geworfen, Mr. Shaw?«

»In meine Richtung. Als Ablenkungsmanöver, nicht als Angriff. Damit er fliehen konnte.«

Der Beamte hielt nachdenklich inne.

»Ich hab's im Internet nachgesehen«, platzte es aus Carole heraus. »Molotow hat insgeheim für Putin gearbeitet.«

Beide Männer sahen sie fragend an. Dann fügte Shaw für Addison hinzu: »Und um die Beweise zu verbrennen. Fingerabdrücke und DNS auf dem Glas.«

Der Cop nickte nur. Sein Mangel an Körpersprache war dafür umso aussagekräftiger, wie bei vielen Polizisten. Er fragte sich gerade, wieso Shaw an solche forensischen Einzelheiten gedacht hatte.

»Falls er nicht hier war, um Ihnen Probleme zu bereiten, Ma'am, wohin wollte er dann Ihrer Meinung nach?«, fragte der Beamte.

»Dorthin«, sagte Shaw, bevor Carole antworten konnte. Er zeigte auf das leere Grundstück auf der anderen Straßenseite, das ihm zuvor schon aufgefallen war.

Sie gingen alle drei.

Der Wohnmobilpark lag in einem schäbigen Gewerbegebiet nahe der Route 24, wo Touristen einen Zwischenstopp einlegten, um von hier aus einen Ausflug zum steilen Grizzly Peak oder ins benachbarte Berkeley zu unternehmen. Das mit Unrat übersäte, zugewucherte Grundstück, das sie nun betraten, wurde durch einen alten, etwa zweieinhalb Meter hohen Holzzaun von der Parzelle dahinter getrennt. Einige ortsansässige Künstler hatten ihn als Leinwand für diverse ansehnliche Arbeiten benutzt: Porträts von Martin Luther King jr., Malcolm X und zwei anderen Männern, die Shaw nicht kannte. Als sie nun näher kamen, sah Shaw, dass unter den Bildern Namen standen: Bobby Seale und Huey P. Newton. Sie hatten zur Black-Panther-Bewegung gehört. Shaw

erinnerte sich an kalte Abende seiner fernsehfreien Kindheit, wenn Ashton ihm und seinen Geschwistern etwas vorgelesen hatte, meistens amerikanische Geschichte. Viel davon über alternative Regierungsformen. Die Black Panthers waren dabei mehrmals aufgetaucht.

»Aha«, sagte Carole und verzog angewidert den Mund. »Ein Hassverbrechen. Schrecklich.« Sie wies auf die Gemälde. »Ich habe bei der Stadt angerufen und denen gesagt, man sollte die Bilder irgendwie erhalten. Die haben mich nie zurückgerufen.«

Addisons Funkgerät erwachte zum Leben. Shaw konnte die Meldung hören: Ein anderer Streifenwagen hatte die umliegenden Straßen überprüft und niemanden gesehen, auf den die Beschreibung des Brandstifters gepasst hätte.

»Ich hab ein Video«, sagte Shaw.

»Wirklich?«

»Nachdem ich den Notruf gewählt hatte, habe ich das Telefon in meine Tasche gesteckt.« Er berührte die Brusttasche auf der linken Seite des Sakkos. »Es hat die ganze Zeit aufgezeichnet.«

»Läuft es immer noch?«

»Ja.«

»Würden Sie das bitte abschalten?«, fragte Addison in einem Tonfall, der in Wahrheit besagte: Schalten Sie das ab. Ohne Fragezeichen.

Shaw tat es. Dann: »Ich schicke Ihnen ein Standbild des Kerls.«

»Okay.«

Shaw fertigte das Bild an, ließ sich die Nummer von Addisons Telefon geben und schickte die Datei ab. Sie standen nur einen Meter auseinander, aber die Reise der Elektronen führte womöglich um den halben Erdball, dachte Shaw.

Das Telefon des Beamten gab einen Ton von sich; der Mann warf nicht mal einen Blick auf das Bild. Er reichte erst Carole und dann Shaw seine Karte. Shaw besaß inzwischen einen ganzen Haufen Karten von Cops; er fand es lustig, dass Polizisten Visitenkarten hatten, als wären sie Werbefachleute oder Hedgefonds-Manager.

Nachdem Addison weggefahren war, fragte Carole: »Die Polizei wird nichts mehr unternehmen, oder?«

»Nein.«

»Nun ja, aber danke, dass Sie sich darum gekümmert haben, Mr. Shaw. Es wäre entsetzlich gewesen, wenn Sie Verbrennungen abbekommen hätten.«

»Keine Sorge.«

Carole kehrte zu ihrer Hütte zurück und Shaw zu seinem Winnebago. Er dachte über einen Aspekt der Begegnung nach, den er gegenüber Officer Addison nicht erwähnt hatte. Nach dem genervten »Wirklich?« als Reaktion auf die Sirene hatte Mr. Nagetier leise etwas hinzugefügt, das sich so anhörte wie: »Was soll der Scheiß?«

Es war aber auch möglich – mit mehr als fünfzig Prozent –, dass er gesagt hatte: »Was soll das, Shaw?«

Und falls das der Fall war, bedeutete es, dass Mr. Nagetier ihn kannte oder von ihm wusste.

Und das würde natürlich ein ganz neues Licht auf den Zwischenfall werfen.

3

Shaw hängte das Sakko im Winnebago an einen Haken und ging zu einem kleinen Schrank in der Küche. Er öffnete ihn und nahm zwei Dinge heraus. Zunächst mal seine kompakte Glock, Kaliber 380, die er hinter einer Reihe McCormick-Gewürze versteckt hielt. Die Waffe steckte in einem grauen Polymerholster von Blackhawk. Shaw klemmte es sich an den Hosenbund.

Der zweite Gegenstand war ein dicker Umschlag, 28 mal 36 Zentimeter groß, der in dem Fach unter dem Pistolenversteck hinter mehreren Gewürzsoßen stand. Worcestershire, Teriyaki und ein halbes Dutzend Essigsorten, von Heinz bis exotisch.

Shaw sah nach draußen.

Keine Spur von Mr. Nagetier. Wie erwartet. Trotzdem konnte es nicht schaden, hin und wieder eine Waffe zu tragen.

Er ging zum Herd, kochte Wasser und bereitete sich mit einem Ein-Tassen-Filter einen Keramikbecher Kaffee zu. Eine seiner Lieblingsorten. Daterra, aus Brasilien. Mit einem Spritzer Milch.

Er nahm auf der Sitzbank Platz und betrachtete den Umschlag, auf dem in perfekter Handschrift, sogar noch kleiner als die von Shaw, die Worte *Benotete Arbeiten*, 25.5. standen.

Die Klappe war nicht zugeklebt, sondern lediglich mit einer flexiblen Spreizklammer verschlossen, die er aufbog und dem Umschlag einen durch Gummibänder zusammengehaltenen Papierstoß von knapp vierhundert Seiten entnahm.

Er merkte, wie sein Herz beim Anblick des Stapels unwillkürlich einen Schlag zuzulegen schien.

Diese Seiten waren die Beute des Diebstahls, den Shaw tags zuvor begangen hatte.

Er hoffte, sie würden die Antwort auf eine Frage enthalten, die ihn schon seit anderthalb Jahrzehnten quälte.

Ein Schluck Kaffee. Er blätterte den Inhalt durch.

Es schien sich um eine unzusammenhängende Sammlung von Gedankengängen zu historischen, philosophischen, medizinischen und wissenschaftlichen Themen zu handeln, mit Landkarten, Fotos und Belegkopien. Die Schrift war die gleiche wie auf der Vorderseite des Umschlags: präzise und absolut gerade, als hätte man eine Schablone verwendet, mit einer grazilen Mischung aus Schreibschrift und Druckbuchstaben.

Ähnlich wie Colter Shaws eigene Schrift.

Er schlug wahllos eine Seite auf und fing an zu lesen.

*Vierundzwanzig Kilometer nordwestlich von Macon
auf der Squirrel Level Road, Kirche der Heiligen
Brüder. Sollte mit Pfarrer reden. Guter Mann.
Rev. Harley Combs. Klug und verschwiegen, wenn
angebracht.*

Shaw las weitere Abschnitte und hörte dann auf. Zwei Schlucke Kaffee, der Gedanke an Frühstück. Dann: Mach weiter, tadelte er sich selbst. Du hast diese Sache angefangen und warst bereit, das Ergebnis zu akzeptieren. Also bleib dran.

Sein Mobiltelefon summt. Er sah auf die Kennung des Anrufers und war beinahe froh darüber, sich nicht sofort wieder um die gestohlenen Unterlagen kümmern zu müssen.

»Teddy.«

»Colt. Wo bist du?« Ein Baritonbrummen.

»Noch immer in der Bay Area.«

»Schon was gefunden?«

»Ein wenig. Eventuell. Zu Hause alles in Ordnung?« Die Bruins hüteten sein Haus in Florida, dessen Grundstück an ihres grenzte.

»Picobello.« Ein Wort, das man von einem ehemaligen Berufsoffizier der Marines nicht unbedingt erwarten würde. Teddy Bruin und seine Frau Velma, ebenfalls Veteranin, gaben sich aber keine Mühe, den Vorurteilen anderer Leute zu entsprechen. Shaw sah sie nun vor sich, wie sie höchstwahrscheinlich – wie so oft – auf ihrer Veranda saßen und hinaus auf den vierzig Hektar großen See in Nordflorida schauten. Teddy war zweiundsechzig Jahre alt und hundertfünfzehn Kilo schwer. Sein rötliches Haar war in farblicher Hinsicht eine dunklere Version seiner sommersprossigen, geröteten Haut. Er hatte eine Stoffhose oder Shorts an, und zwar khakifarben, weil das die einzige Farbe war, die er besaß. Auf seinem Hemd würden Blumen sein. Velma wog nicht mal halb so viel wie er, war aber auch groß gewachsen. Sie trug eine Jeans und ein Arbeitshemd, und sie hatte die raffinierteren Tätowierungen der beiden.

Im Hintergrund bellte ein Hund. Das musste Chase sein, ihr Rottweiler. Shaw hatte mit dem massigen, gutmütigen Tier viele nachmittägliche Wanderungen unternommen.

»Wir haben einen Auftrag bei dir in der Nähe gefunden. Keine Ahnung, ob's dich interessiert. Vel hat die Einzelheiten. Da kommt sie schon. Ah, hier.«

»Colter.« Im Gegensatz zu Teddys Stimme klang die von Velma wie sanft fließendes Wasser. Shaw hatte ihr vorgeschlagen, Hörbücher für Kinder aufzunehmen. Ihre Stimme würde wie Zolpidem wirken und sie direkt einschlafen lassen.

»Algo hat einen Treffer gelandet. Sie schnüffelt besser als ein Bluetick Coonhound. Was für eine Nase.«

Velma hatte beschlossen, dass der Computer-Bot, den sie benutzte (Algo wie in »Algorithmus«), um das Internet nach potenziellen Aufträgen für Shaw zu durchsuchen, weiblichen Geschlechts war. Und außerdem ein Hund, wie es schien.

»Ein vermisstes Mädchen im Silicon Valley«, fügte sie hinzu.

»Vom Hinweistelefon?«

Solche Nummern wurden häufig angeboten, sowohl von den Behörden als auch von privaten Organisationen wie den Crime Stoppers, damit ein Informant, zumeist ein Insider, sich anonym melden und Angaben zu etwaigen Verdächtigen machen konnte. Umgangssprachlich war oft auch von Spitzel- oder Petzernummern die Rede.

Shaw hatte im Laufe der Jahre immer mal wieder Jobs vom Hinweistelefon angenommen – sofern das Verbrechen besonders abscheulich oder die Familie des Opfers besonders stark betroffen war. Normalerweise mied er diese Aufträge aber, weil sie Formalitäten und viel Bürokratie mit sich brachten. Und sie lockten seltsame Gestalten an.

»Nein. Der Anbieter ist ihr Vater«, erklärte Velma. »Zehntausend. Nicht viel. Aber sein Aufruf... kam von Herzen. Er ist ziemlich verzweifelt.«

Teddy und Velma waren Shaw schon seit Jahren bei der Prämiensuche behilflich; Verzweiflung erkannten sie mittlerweile auf den ersten Blick.

»Wie alt ist die Tochter?«

»Neunzehn. Studentin.«

Bei dem Telefon in Florida war der Lautsprecher eingeschaltet, und Teddys kratzige Stimme sagte: »Wir haben die Nachrichten überprüft. Es gab keine Meldungen über Maßnahmen der Polizei. Ihr Name taucht nirgendwo auf, nur im Zusammenhang mit der Belohnung. Also laufen wohl noch keine Ermittlungen.«

Bei einem älteren Teenager und keinerlei Hinweis auf eine Entführung würden die Cops nicht gleich alles in Bewegung setzen – im Gegensatz zu einem eindeutigen Kidnapping. Vorläufig würden sie davon ausgehen, das Mädchen sei einfach abgehauen.

Natürlich konnte beides zutreffen: Es kam immer wieder vor, dass junge Leute sich verleiten ließen, ihr Zuhause zu verlassen, nur um dann festzustellen, dass sie auf falsche Versprechungen hereingefallen waren. Oder es hatte sich ein Unfall ereignet, und ihr Leichnam trieb nun im kalten, unberechenbaren Wasser des Pazifik oder lag am Grund einer Schlucht in einem Fahrzeugwrack, dreißig Meter unterhalb der Serpentina des Highway 1.

Shaw überlegte. Sein Blick fiel auf die etwa vierhundert Seiten. »Ich werde mal mit dem Vater sprechen. Wie heißt sie?«

»Sophie Mulliner. Und er Frank.«

»Und die Mutter?«

»Die wird nicht erwähnt«, sagte Velma. »Ich schicke dir die Einzelheiten.«

»Ist Post gekommen?«, fragte Shaw.

»Rechnungen«, erwiderte sie. »Die ich bezahlt habe. Ein Haufen Coupons. Und ein Katalog von Victoria's Secret.«

Shaw hatte Margot vor zwei Jahren ein Geschenk gekauft; Victoria hatte beschlossen, dass seine Adresse keines ihrer

Secrets war, und sie den Handlangern ihres Werbevertailers überlassen. Er hatte schon länger nicht mehr an Margot gedacht, bestimmt seit ... einem Monat? Vielleicht seit zwei Wochen. »Wirf ihn weg«, sagte er.

»Kann ich ihn behalten?«, fragte Teddy.

Ein dumpfer Schlag und Gelächter. Dann noch ein dumpfer Schlag.

Shaw bedankte sich und trennte die Verbindung.

Er spannte die Gummibänder um den Papierstoß. Ein weiterer Blick nach draußen. Kein Mr. Nagetier.

Colter Shaw klappte seinen Laptop auf und las Velmas E-Mail. Dann öffnete er auf dem Bildschirm eine Straßenkarte, um in Erfahrung zu bringen, wie lange es dauern würde, ins Silicon Valley zu gelangen.

4

Womöglich befand Colter Shaw sich schon jetzt im Silicon Valley.

Manche Leute waren tatsächlich der Ansicht, North Oakland und Berkeley lägen innerhalb der nebulösen Grenzen dieses mythischen Orts. Für sie umfasste das Silicon Valley – oder »SV«, wie es anscheinend die Eingeweihten nannten – einen breiten Streifen zwischen Berkeley im Osten und San Francisco im Westen bis hinunter zum südlich gelegenen San Jose.

Die Definition hing offenbar davon ab, ob eine Firma oder Person zum Silicon Valley gehören *wollte*. Und die allermeisten wollten absolut.

Nach herkömmlichem Verständnis war allerdings nur die Region westlich der Bucht gemeint, mit Palo Alto und der dortigen Stanford University im Zentrum. Die Anschrift des Belohnungsanbieters lag nicht weit von dort in Mountain View. Shaw sicherte die Inneneinrichtung des Wohnmobils für die Fahrt, vergewisserte sich, dass sein Geländemotorrad an der Halterung am Heck verzurrt war, und trennte die Versorgungsleitungen des Stellplatzes ab.

Bei der Hütte machte er kurz Halt, um Carole Bescheid zu geben, und eine halbe Stunde später folgte er dem brei-

ten Freeway 280. Zu seiner Linken konnte er zwischen den Bäumen erste Blicke auf die Vororte des Silicon Valley erhaschen, und im Westen erstreckten sich die üppig bewachsenen Hügel des Rancho Corral di Tierra und das beschauliche Crystal Springs Reservoir.

Diese Gegend war neu für ihn. Shaw war in Berkeley geboren – nur dreißig Kilometer von hier – konnte sich aber kaum noch daran erinnern. Als Colter vier war, hatte Ashton die Familie auf ein riesiges Stück Land umziehen lassen, hundertsechzig Kilometer östlich von Fresno, in den Ausläufern der Sierra Nevada. Er nannte es das »Anwesen«, weil das seiner Meinung nach kerniger klang als »Ranch« oder »Farm«.

Auf Anweisung des Navigationsgeräts fuhr Shaw nun vom Freeway ab und weiter zum Westwinds Wohnmobilcenter in Los Altos Hills. Er meldete sich an. Der freundliche Leiter war ungefähr sechzig, durchtrainiert und ein ehemaliger Seemann, falls die Ankertätowierung irgendwas zu bedeuten hatte. Er gab Shaw einen Lageplan und zog mit einem Druckbleistift eine saubere Linie von seinem Büro zu dem zugewiesenen Stellplatz. Der lag am Google Way, und man erreichte ihn über die Yahoo Lane und die PARC Road. Den letzten Namen begriff Shaw nicht. Aber er musste wohl auch was mit Computern zu tun haben.

Er fand den Platz, stöpselte die Anschlüsse ein und kehrte mit seiner schwarzledernen Computertasche zum Büro zurück, wo er sich ein Uber-Taxi rief und sich zu der kleinen Avis-Filiale mitten in Mountain View bringen ließ. Dort mietete er eine Stufenhecklimousine. Das Modell war ihm egal, aber es musste schwarz oder marineblau sein, seine bevorzugten Farben. In den zehn Jahren als Prämienjäger hatte er sich kein einziges Mal als Polizist ausgegeben, aber bisweilen hielten die Leute ihn dafür, und er widersprach ihnen nicht. Ein

Auto, das wie das Fahrzeug eines Detectives aussah, lockerte so manche Zunge.

Während der letzten beiden Tage war Shaw mit seiner Yamaha Enduro zwischen Caroles Wohnmobilpark und Berkeley hin und her gefahren. Er nutzte so oft wie möglich das Motorrad, wenngleich nur, um private Dinge zu erledigen, oder natürlich aus Spaß. Wenn er einen Auftrag übernahm, mietete er stets eine Limousine oder, falls das Gelände es erforderte, ein SUV. Mit einem knatternden Motorrad bei Anbietern, Zeugen oder der Polizei aufzutauchen würde zu Zweifeln an seiner Professionalität führen. Und während ein neun Meter langes Wohnmobil sich gut für Highways eignete, war es für den dichten Verkehr der Ballungsräume viel zu unhandlich.

Er gab die Adresse des Anbieters in das Navi ein und machte sich auf den Weg.

Dies war also das Herz des SV, des Olymps der Hochtechnologie. Nicht ganz so glitzernd, wie man erwarten würde, jedenfalls nicht auf Shaws Route. Keine skurrilen Glasgebäude, Marmorvillen oder reihenweise geschmeidige Mercedesse, Maseratis, BMWs oder Porsches. Das hier sah wie ein Diorama der 1970er-Jahre aus: hübsche Einfamilienhäuser, meistens nach Art von Ranchgebäuden, mit winzigen Gärten, Mietshäuser, die zwar sauber und ordentlich wirkten, aber einen frischen Anstrich oder eine neue Außenverkleidung vertragen konnten, Kilometer um Kilometer mit Ladenzeilen und zwei- oder dreigeschossigen Bürobauten. Keine Hochhäuser – vielleicht aus Angst vor Erdbeben? Die San-Andreas-Spalte verlief genau hier entlang.

Das Silicon Valley hätte auch in Cary, North Carolina, oder Plano, Texas, oder Fairfax County, Virginia, liegen können – oder in einem anderen kalifornischen Tal, dem San Fer-

nando Valley, fünfhundert Kilometer weiter südlich von hier und mit dem SV durch den praktischen Highway 101 verbunden. Das war bei der Geburt von neuen Technologien wohl immer so, vermutete Shaw: Es passierte alles in geschlossenen Räumen. Wenn man durch Hibbing, Minnesota, fuhr, sah man die anderthalb Kilometer lange karmesinrote Eisenerzgrube. Oder in Gary, Indiana, die festungsgleichen Stahlwerke. Im Silicon Valley gab es keine Narben in der Landschaft oder charakteristische Industrieanlagen.

Nach zehn Minuten erreichte er Frank Mulliners Anschrift am Alta Vista Drive. Die Ranch war nicht nach Schema F erbaut, fügte sich aber gut in diesen langen Häuserblock ein. Preisbewusst, mit Holz- oder Vinylverkleidung, drei Betonstufen vor der Haustür und schmiedeeisernem Geländer. Die schickeren Häuser hatten Erkerfenster. Auf der Fahrbahn war jeweils ein Parkstreifen markiert, dann folgten der Bürgersteig und der Vorgarten. Bei manchen war das Gras grün, bei anderen strohfarben. Einige Hauseigentümer hatten den Rasen durch Kies, Sand und niedrige Sukkulenten ersetzt.

Shaw hielt vor dem blassgrünen Haus. Ein Schild auf dem Nachbargrundstück kündigte eine Zwangsversteigerung an. Auch Mulliners Immobilie sollte verkauft werden.

Nachdem Shaw geklopft hatte, dauerte es nur einen Moment, dann öffnete ihm ein stämmiger, ungefähr fünfzigjähriger Mann mit schütterem Haar. Er trug eine graue Hose und ein blaues Anzughemd ohne Krawatte. An seinen Füßen steckten Slipper ohne Socken.

»Frank Mulliner?«

Die rot geränderten Augen des Mannes musterten flink Shaws Kleidung, das kurze blonde Haar, das ernste Auftreten – er lächelte nur selten. Der verängstigte Vater würde

ihn für einen Detective halten, der schlechte Neuigkeiten brachte, also stellte Shaw sich umgehend vor.

»Oh, Sie sind... Sie haben angerufen. Wegen der Belohnung.«

»Ganz recht.«

Der Mann reichte ihm die Hand. Sie war eiskalt.

Mit einem schnellen Blick in die Runde bat er Shaw hinein.

Die Wohnräume eines Anbieters verrieten Shaw viel über die jeweilige Person – und ob die ausgelobte Belohnung realistisch und berechtigt zu sein schien. Daher traf er sich mit den Leuten möglichst zu Hause. Notfalls auch im Büro. Das verschaffte ihm einen Eindruck über die potenzielle Geschäftsbeziehung und auch darüber, wie ernst die Umstände waren, die zur Auslobung der Belohnung geführt hatten. Hier roch es nach Essensresten. Auf Tischen und anderen Möbeln lagen Rechnungen und Briefe, Werkzeuge und Werbeprospekte verstreut. Im Wohnzimmer türmten sich Kleidungsstücke. Obwohl Sophie erst seit ein paar Tagen verschwunden war, hatte der Mann sich schon nicht mehr im Griff.

Auch wirkte das Haus insgesamt heruntergekommen. Die Wände und Zierleisten waren verschrammt, mussten ausgebessert und neu gestrichen werden. Eines der Beine des Couchtisches war gebrochen; man hatte es mit Textilklebeband geflickt und dieses dann braun angemalt, damit es sich nicht so sehr vom Eichenholz abhob. An der Decke gab es Wasserflecke, und über einem Fenster gähnte ein Loch, weil die Gardinenleiste sich von der Gipskartonplatte gelöst hatte. Das hieß, die zehntausend Dollar Belohnung waren zumindest zweifelhaft.

Die beiden Männer nahmen auf durchgessenen Polstermöbeln Platz, die mit ausgeleierten goldenen Schonbezügen